blick so barock und sinnlos. Daher ist es nötig, um die Wirklichkeit zu ermitteln, die das kaleidoskopartige Gebilde in sich birgt, die Bilder nach ihren Elementen aufzulösen. Und diese Analyse ist das grundsätzlich Neue der modernen Traumdeutung.

Die wissenschaftliche Erforschung des Traumlebens hat vielfach überraschende Ergebnisse gezeitigt. Seit man auf dem Wege der Analyse Einblicke in die geistige Tätigkeit des Schlafenden getan, also eine Art Skizze des unbewußten Seelenlebens erhalten hat, ist es möglich geworden, die Traumdeutung nach und nach zu vereinfachen. Die Untersuchung von Hunderttausenden von Träumen hat eine gewisse Gleichförmigkeit der Traumsymbolik ergeben. Auch der oberflächliche Beobachter ist oft genug dadurch erstaunt gewesen, daß bei Menschen, die garnichts miteinander gemein haben, ähnliche Träume auftreten. So träumt man häufig: Man muß mit dem Zug fort und erreicht ihn nicht mehr rechtzeitig. Man fällt hin, wird von Tieren verfolgt usw. Bei näherem Studium ergeben sich zahlreiche charakteristische symbolische Ausdrücke, die sich ohne weiteres mit unserer Bildersprache vergleichen lassen. Man sagt z. B.: ein Mensch brenne vor Liebe. In der Sprache des Traumes kann das zum Bild eines brennenden Menschen werden, etwa einer Frau auf dem Scheiterhaufen. Dr. Bjerre zeigt an einem einfachen Beispiel, das er aus seiner Praxis erzählt, wie man durch die Traumdeutung Kenntnis von unbekannten Zusammenhängen gewinnen kann. Ein Mann in mittleren Jahren, den er behandelt hat, wurde eine Nacht über die andere von Angstträumen geweckt. Die Ursache seines Erwachens war meist, daß er geträumt hatte, sein Chef belästige ihn auf jede mögliche Weise. Eines Nachts träumte er, er gehe mit einer hochgestellten Persönlichkeit und einem kleinen Knaben spazieren. Plötzlich begann der Knabe auf seinen Begleiter zu speien, worauf dieser ihn schlug. Dieser Traum brachte dem Patienten einen Vorfall in die Erinnerung zurück, der sich in seiner Kindheit abgespielt hatte. Er hatte sich nämlich bei einem Spaziergang seinem Vater gegenüber, der gern trank und den Frieden seines Hauses störte, schlecht betragen. Die Erinnerung daran flößte ihm noch jetzt einen solchen Schrecken ein, daß seine Träume dadurch beeinflußt wurden. Hinter dem Chef, der ihn im Traum belästigte, verbarg sich ebenfalls der Vater. Wenn man sich auch keiner übertriebenen Auffassung von dem Wert dieser Art Erforschung der Träume hingeben soll, so kann man doch sagen, daß sie mitunter Zusammenhänge zu entschleiern imstande ist, die sich auf andere Weise nur schwer würden entwirren lassen.

Aus einem javanischen Harem.

Mrs. Eva Gauthier, eine Nichte des kanadischen Premierministers, die kürzlich von einem längeren Aufenthalt auf den Sundainseln heimgekehrt ist, teilt im „New York American“ einige Beobachtungen über das Leben und Treiben im Harem eines javanischen Sultans mit. Ihrem Wunsch, einen solchen kennen zu lernen, stellten sich zunächst unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen. Das Fürwort der holländischen Regierung ebnete ihr jedoch den Weg, und eines Morgens erschien sie mit einer eingeborenen Begleiterin vor dem „Palast“ der dunkelhäutigen Majestät.

Ein malaiischer Diener öffnete ihr und ließ sie einen weiten Hof durchqueren, während aus der Nähe das Plätschern badender Menschen herübertönte; dann führte er sie in ein langes, weißes, schmuckloses im Hintergrund liegendes Gebäude, wo in einem ziemlich kahlen Raum eine ganze Schar junger Frauen sich aufhielt, zierliche bronzefarbene und dunkeläugige Geschöpfe, in eng anliegenden, mit bunten einheimischen Batikmustern geschmückten Kleidern, die den weißen Gast zurückhaltend und fast feindselig musterten. Sie gehörten zu den 400 Frauen des Herrschers, die mit Ausnahme von drei aus edlem Geblüt stammenden Hauptgemahlinnen im Alter von 10 bis 12 Jahren durch besondere Agenten dem Sultan geliefert werden und mit 25 bis 30 Jahren bereits verblüht sind und für alte Mütterchen gelten. Bei wiederholtem Besuch tauten die Schönen indessen auf, ihre Abneigung gegen die Weiße schwand, sie sangen und tanzten vor ihr. Ihre musikalischen Darbietungen waren eintönig und schienen im ersten Augenblick, da sie sich nur in Vierteltönen bewegten, ziemlich unmelodisch; bei längerem Zuhören wirkten sie indessen mit suggestiver Kraft. Als sie geendet hatten, baten sie Mrs. Gauthier, ihrerseits ein Lied zu singen; eine Arie aus „Margarete“ gefiel ihnen aber nicht, und Melodien aus italienischen Opern sagten ihnen ebenso wenig zu; erst ein Lied von Debussy fand ihren Beifall, gefiel ihnen nun aber auch derartig, daß es wiederholt werden mußte. Die Tänze, die sie dafür zum Besten gaben, erinnerten an siamesische Ballette und zeichneten sich durch seltsame Stilisierung der Bewegungen aus.

Was die Eintracht im Harem anbelangt, so berichtet Mrs. Gauthier, daß von Eifersucht oder gar Untreue nicht die Rede sein könne. Die javanische Frau hat von Liebe und ähnlichen Regungen gar keine Ahnung, sie strebt nur nach Macht und Einfluß. Der Sultan lebt hauptsächlich mit seinen drei Hauptgemahlinnen und kennt seine Nebenfrauen meistens garnicht: er hält sie mehr, weil das zum guten Ton gehört und weil er gleichzeitig durch Abtretung einer Frau treue Untertanen belohnen und sie zu weiteren Diensten anspornen kann. Nur selten soll es vorkommen, daß eine Hauptgemahlin verstoßen wird; das geschieht nur, wenn sie ihrem Gebieter nach einer bestimmten Zeit keinen Sohn geschenkt hat. Sie wird dann durch diejenige Nebenfrau ersetzt, die dem Sultan zuerst den erwünschten Erben zur Welt bringt. Natürlich kommt es bei dieser Geistesrichtung der Javanerin im Harem viel seltener zu Liebesintrigen, als zu politischen Umtrieben, die dadurch ermöglicht werden, daß die Haremsfrauen als eine Art von Kabinettskurieren zwischen dem Sultan und Minister gebraucht werden. Da diese ihnen aufgetragenen Botschaften mündlich zu überbringen sind, liegt es auf der Hand, daß die Haremsfrauen den Minister oft in der Hand haben und ihn z. B. durch Ueberbringung falscher Nachrichten jeder Zeit stürzen können.

Was die Schuhmode bringt.

In der Schuhmode werden große Vorbereitungen getroffen. Der kurze Rock, der, wie bereits jetzt als völlig sicher anzusehen ist, auch die Herbst- und Wintermode beherrschen wird, bietet natürlich der Schuhmode die größten Anregungen und Vorteile. Es wird sogar allem Anschein nach die Mode den Strumpf und Schuh in noch höherem Grade, als bisher, zur Geltung bringen, da die neuen, knöchelfreien Röcke unten oft große, runde oder viereckige Zacken bilden und dadurch Strumpf und Schuh in koketter Weiser hervortreten lassen. Es ist daher von der kommenden Mode eine besondere Pflege und eine **sehr reiche Ausstattung des Schuhes** zu erwarten. Posamenteriebesätze, Quasten und Borten werden voraussichtlich zur Verzierung des Schuhwerkes herangezogen werden. Es werden Luxusstiefelchen mit sehr hohen Schäften vorbereitet, die aus feinstem, weichstem Leder gearbeitet sind und sich gleich einem Handschuh eng an das Bein schmiegen. Eine andere Neuigkeit sind Goldkäferstiefelchen, die oben mit einer Seidenquaste in gleicher Farbe abgeschlossen werden. Da wir von Farben sprechen, so sei bemerkt, daß die farbige Stiefelmode sich auch weiter behauptet. Dunkelblaue, tiefviolette und dunkelgraue Stiefeletten dürften auch bei der Herbstmode weiter in Gunst stehen.

In Amerika bereitet man, wie von dort berichtet wird, überaus raffinierte Abendschuhe vor. Sie werden mit ungemein hohen Absätzen versehen, die dicht mit Straßsteinchen besetzt werden, und dazu trägt man Knöchelbänder, die Armbändern gleichen. Es darf aber füglich bezweifelt werden, daß die deutsche Mode mit derartigen Ueberraschungen der Amerikaner mitgehen wird.

Das neue Schneiderkleid.

Das schlichte, praktische und doch zugleich wahrhaft vornehm wirkende Schneiderkleid ist der modernen Frau zu einem wahren Bedürfnisse geworden, und es wird sich auch im kommenden Herbste seiner alten Beliebtheit wieder voll erfreuen. Aus Wien, wo man dem Schneiderkleide von jeher eine besondere Pflege hat angedeihen lassen — das Wiener Schneiderkleid ist ja trotz Paris in der ganzen Welt berühmt und beliebt —, bringt nun der „Konfektionär“ Mitteilungen über die neue Schneiderkleidmode. Es geht daraus hervor, daß das neue Schneiderkleid die Rocklinie dieses Sommers bewahren wird, insofern die Röcke weit und kurz bleiben und dabei jede Uebertreibung zu vermeiden suchen. Die große Umwandlung der Schneiderkleidmode bezieht sich hingegen auf die Jacken. Die bisher bevorzugten losen, kurzen, weiten Jäckchen werden durch solidere, halb- und knielange Modelle ersetzt, die ja auch für die kühlere Jahreszeit als zweckmäßiger sich erweisen dürften. Diese neuen Jacken sind hochschließend, haben schützende Kragen, lange, glockige Schöße, eingesetzte, höchstens blusenartige Aermel. Der Taillenschnitt ist der übliche. In der Form der Kragen waltet die allergrößte Mannigfaltigkeit, gerade in diesem Punkte können die Schneiderkleid-Künstler ihrer Phantasie weiten Spielraum gönnen. Durch breite Gürtel, Patten und Taschen werden die neuen Jacken besonders abwechselungsreich gestaltet. Zur Verzierung kommen Pelz, Tresse, schöne Knöpfe und mancherlei anderes, als Neuheit aber besonders auch schmale Lacklederstreifen zur Anwendung, die in der Art einer Borte angebracht werden. Was schließlich die Modefarben angeht, so bevorzugt man neben Schwarz und Marineblau, Kriegsschiff- und Maulwurfsgrau, Braun, Weinrot und Tiefgrün.

Weibliche Schaufensterdekorateure

waren die Ursache, daß die Hamburger Detailkaufmannschaft und die Hamburger Detaillistenkammer etwas in Meinungsverschiedenheiten gerieten. Da die Ursache ihres Streites auch anderswo, als in der Hansestadt, Interesse und Beachtung verdient, sei etwas Näheres darüber mitgeteilt: Die Kaufmannschaft wies nach, daß zurzeit ein Mangel an Schaufensterdekorateuren bestehe und forderte deshalb die Zulassung weiblicher Arbeitskräfte in diesem Beruf. Die Detaillistenkammer stand im allgemeinen dem Wunsche nicht ablehnend gegenüber, da sie sich der Einsicht nicht verschloß, daß es in ihm weniger auf das Geschlecht ankomme als auf natürliche Veranlagung, Farbensinn, Warenkenntnis usw. Nur wollte sie sich nicht dazu verstehen, die Ausbildung von weiblichen Schaufensterdekorateuren durch die Errichtung von Schulen bezw. Lehrkursen für weibliche Schaufensterdekorateure zu fördern. Schließlich hat sie sich aber, und diese Entschließung wird besonders von allgemeinem Interesse sein, dafür verwendet, daß im Unterrichtsplan der bestehenden kaufmännischen Fortbildungsschulen für weibliche und männliche Angestellte als Unterrichtsgegenstand auch die Schaufensterausstattung Aufnahme fände, um den Schülern durch Anregung Gelegenheit zu geben, ihre etwa vorhandene Befähigung zur Schaufensterausstattungskunst zu entdecken und im Unterricht weiter zu fördern.

Knackmandeln.

Lösung des Worträtsels aus Nr. 30:
„Mackensen — (Mark, Eisen)“.

Richtige Lösungen gingen ein 73. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 90. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Otto Flinzer, A. Schellenberg, Margarete Dietrich, W. Guilland, F. Mittler, F. Schmeißer, Paul Scholz, Ilse Eichner, Willy Trentsch, Frau Mattern, Käthe Breitter, Fritz Klauß, Heinrich Stück, Alfred Gärtner, Frz. Thiele, Gustav Krüger, Hans Költzsch, Werner Kirsten, Artur Rauchfuß, Oskar Hetemann, Paul Löber, Herm. Schmidt, F. Goltze, M. Jentzsch, Marg. Jahn, Gertrud Fischer, Frau Lärz, Edmund Senf, Lieschen Rühm, Hans Flemming, Frau E. Altenkirch, Karl Engeling, Vally Hartte, Fritz Buschmann, Rudolf Költzsch, Br. Dausien, Lina Hebestreit, Emil Jahn, Erich Rosenwald, Marie Böttcher, Else Beßler, Kurt Föhre, Kurt Linke, Frau E. Saalfeld, Frau Marie Kühnast, Artur Hartnuß, Elise Neuholz, Else Lüders, Walter Mittag, Marta Köppe, Joh. König, Georg Ebert, Frau Berta Rudolph.;

von auswärts: Marg. Friedrich-Landsberg, Marg. Fisch-Werderthau, Erich Laue-Bitterfeld, H. Stein-Eslohe, Frau Klara Rausch-Dürrenberg, Karl Beilecke-Dessau, J. Heergeselle-Zörbig, Oskar Diettrich-Wernigerode, Hanni Zirkenbach-Delitzsch, Aug. Häuser-Landsberg, K. Krause-Helbra, Liesbeth Wagner-Teutschenthal, O. Wolf-Könnern, Weber-Neußen, H. Schumann-Wiedersdorf, Oskar Zobel-Helbra, Friedr. Franze-Landsberg, Alma Wernicke-Könnern, Eugen Trappiel-Kötzschen, Fr. Schmidt-Merseburg, Emmy Reisener-Altena, W. Esser-Siegburg.

Die Prämie:
Die Bernsteinhexe, Roman v. Meinhold,
entfiel auf Otto Flinzer, hier.

Scherz-Charade.

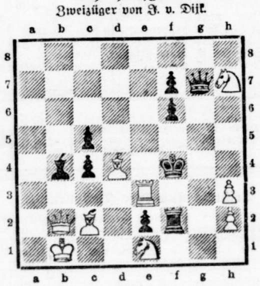
Halb Berlin gibt das Erste,
Ganz Berlin, ja ganz Deutschland machen
Zweit' und Drittes vom Ganzen
Und von dessen ruhmreichen Taten
Gegen die wilden Kosakenhorden.

Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen deutschen Musica.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeigers“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von J. v. Dijk.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 29.
Dreizüger von J. Kuck, Riga.
W. Kb2, La8, Tf2, T. Bd2, 3.
Schw. Kg4, Bg3, h5, h3.

1. Tf5—f3, h4; 2. Lf7 ec. — 1. . . . ., Kh4; 2. Th3; + ec.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 31 | **Halle a. S., Sonntag, den 1. August** | **1915**

Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Ernst Moritz Arndt.

Schwester Susanne.

Von Hermann Horn.

Nun war es auch an den Ersatzreservisten mit dem Beruf eines Gymnasiallehrers und dem gewöhnlichen Namen Schmid gekommen. Morgen mußte er einrücken.

Am heutigen Abend hatte er den gewohnten Spaziergang den Fluß entlang gemacht. War durch das kleine Dorf vor dem Städtchen gekommen, hatte die Lichter in den Häusern aufblitzen und das schwarze, metallene Geschiebe des Wassers fließen sehen.

Rauh und kalt war der Herbstabend gewesen und die Luft voll schwerer Wolken.

Entlaubte schlanke Birkenäste hatte er gesehen und wie ein tiefes Erlebnis schwankte in seinem Innern noch die Helligkeit eines weißen Hauses aus dem dunkel gewordenen Dorfe und das langgestreckte Kirchendach mit dem schlanken Türmlein gegen den Himmel.

Als er jetzt zu später Stunde in seine Wohnung kam und Licht machte, überschlich ihn die Trauer der Oede. Von den kahl gewordenen Wänden, aus den leeren Regalen der Büchergestelle griff sie stumm nach ihm.

Inmitten der einsamen, aus ihrem Gleichgewicht gebrachten Stube setzte er sich auf eine halbgefüllte Bücherkiste und mußte leiden.

Er war armer Leute Kind und war Philologe geworden.

Immer hatte er eine Sehnsucht nach irgend etwas in sich getragen, und wenn er es erreicht zu haben schien, fühlte er sich nur eingefangen und traurig. Als Gymnasiast zum Studenten, vom Studenten zum Doktor, vom Doktor zum Lehrer. Zuletzt hatte er sich die Wissenschaft eingeredet und eine vornehme, behagliche Eleganz, in der er einsam für sich leben wollte. Das schien ihm eine würdige Resignation und der Weisheit letzter Schluß.

Mit den Frauen war es ihm seltsam gegangen. Immer hatte er Großes und Unerhörtes von ihnen erwartet und war entweder auf ein zu großes Entgegenkommen gestoßen, das er leicht auf seine Stellung und sein Einkommen zurückführen konnte, oder bei den Vermöglichen und Vornehmen auf Unnahbarkeit, und das, glaubte er, käme von seiner kleinen Herkunft her.

So war er mit seinen dreißig Jahren zur Einsamkeit gekommen.

Das alles erlitt er nun wieder und fühlte sein Inneres zerstört und unaufgeräumt wie diesen zum Verlassen bereiten, ungastlichen Raum. Wiewohl er mit dem Verstande die militärische Organisation des Landes, die nun allerseits gelobt und gepriesen wurde, auch seinerseits mit Freuden anerkannte und innerlich völlig bereit war, sich ihr zu fügen, stand sie nun doch vor ihm, als eine Macht von ungeheuerer, gleichgültiger Wucht wie eine Naturgröße, der man nicht entrinnen kann. Wenn er daran dachte, fühlte er sich wie ein Kind, das zum ersten Male in die Schule geführt wird, weil alles, was er bis jetzt an Erfahrungen gesammelt und gelernt hatte, ihm keine Beruhigung gab über das, was werden würde. Denn mit der Bereitschaft, für das Vaterland sterben zu wollen, war ja allein so wenig anzufangen, wie mit dem Wunsche leben zu bleiben. Und jetzt beim Abschied fühlte er, gerade weil er es verließ, wie viel oder wie wenig es gewesen war, nicht mehr und nicht weniger als Kleider, die er sich angeschafft hatte. Und daß es nur Kleider gewesen waren, das machte ihn jetzt, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, so traurig und bange, denn nun fühlte er sich nackend und fror.

Aber als er anderen Tages in die Kaserne kam, ging es ihm wie allen andern und wie es ihm seither auch gegangen war, wenn er sich neuem gegenüber gefühlt hatte. Es wird schon werden, dachte er, und lebte sich langsam in die Umgebung ein und ward von ihr eingefangen. Weil er aber nichts mitbrachte, blieb er auch hier ein Einsamer. Nur einen Vorgesetzten konnte er nicht vertragen, weil der zu unmittelbar in sein Leben eingriff. Es war ein Feldwebel, ein unbekümmerter, zwar gutmütiger, aber impulsiver Mensch, der gewaltig schreien konnte, wenn's gerade darauf ankam. Das ärgerte den stillen Mann und als es eines Tages zu einer kleinen Szene gekommen war, ergriff er den Beschwerdeweg.

Aber er lernte das Soldatenhandwerk und kam in den Krieg.

Mit ein paar Leuten hatte der Feldwebel einen endlos langen Schützengraben zu besetzen und wiewohl sie Tag und Nacht wachten, eines Abends mußten sie sich doch im Laufgraben nach der zweiten Stellung zurückziehen.

Die Franzosen drangen in den Schützengraben ein, es war die höchste Zeit. Doktor Schmid sah die Gewehre und Tornister der Kameraden vor sich herhüpfen, wie die Mannschaft sprang, und einen um den andern um die Ecke jagen. Nur einer stand noch dort. Es war der Feldwebel, der nicht mehr weiter konnte und mit todtraurigen, großen Augen nach ihm sah, als er ihn erkannte. Aber er sprach kein Wort.

Da stand Schmid stramm und sagte in vorschriftsmäßiger Frage: „Wollen der Herr Feldwebel sich nicht auf mich stützen?“

Und dann stellte er sich vor seinen Vorgesetzten und schoß einen langen Kerl mit schwarzem Bart, der den Graben entlang kam, zusammen und stieß einem anderen langen Menschen mit bleichem Gesicht, der sinnlos vor Aufregung angerast kam, das Bajonett in die Brust.

Auf seinem Rücken trug er den Feldwebel dann Schritt für Schritt den Verbindungsgraben zurück, und als er sah, wie schwer das dem Verwundeten wurde, ließ er ihn an einer vorbereiteten Stelle nieder, türmte die dort vorhandenen Sandsäcke aufeinander, tat einen neuen Ladestreifen ins Gewehr und wartete der Dinge, die da kämen.

Aber niemand zeigte sich. Das Schießen hatte aufgehört, und leise Nebel krochen aus den dunklen Massen des ausgehobenen Erdreichs. Die Nacht kam mit schweren Schritten.

So beugte sich Doktor Schmid zu dem Verwundeten nieder, der ihm die Hand entgegenstreckte. Der schwere Mann schien ihm etwas Gutes sagen zu wollen, denn seine Augen blickten zärtlich nach ihm, aber er brachte nichts hervor und streichelte nur immer sanft die überlassene Hand.

Bald darauf, es war dunkel geworden, verschied der Aermste.

Der Soldat Schmid kauerte sich hinter seine Sandsackmauer und horchte nach dem Feinde hinüber, ohne etwas zu vernehmen, und die Müdigkeit kam so über ihn, daß er einschlief.

Er wußte nicht, wie lange er geschlummert hatte, später erwachte er nur im tiefen Dunkel des Grabens und lag auf dem Rücken. Ganz hoch oben sah er gerade in ein Stück des Nachthimmels, der von Sternen übersät war. Sie flimmerten leise durcheinander und erhellten das nachtblaue Gebiet des Weltraumes hinter sich.

Der Körper des Erwachten war in einer wesenlosen, kühlen Starre befangen und die Sinne seines Geistes wurden von der endlosen Weite des ewigen Weltenraumes erfüllt. Als sei er weit über alles erhoben, fühlte er sich, und dicht bei diesen ewigen Welten, die kühl und endlos von Sternen durchschimmert waren, hinter denen neue Sternenscharen und Sternenscharen waren.

Er entschlummerte aufs neue, und als er wieder aufwachte, war er von geschäftigem Leben seiner Kameraden umgeben. Schüsse knallten, die Schläge der Kanonen fuhren dumpf dazwischen und der Morgen dämmerte.

Aber Doktor Schmid konnte jetzt kein Glied rühren und Fieber durchbrannte ihn.

Das verließ ihn die nächsten Tage nicht und seine Fiebererscheinung war dieser nächtliche Himmel, nach dem er stets vergeblich begehrte, und die Sterne verwandelten sich in Schnee, der herniederfiel und vor ihm verwehte.

Ein schwerer Anfall von Gelenkrheumatismus hatte ihn heimgesucht und wollte nicht weichen.

Hin und her wanderten in den Nächten der qualvollen Schmerzen seine Gedanken und suchten vergeblich sein Leben zu entziffern. Unnahbar weit lag sein letztes Erlebnis, so daß er sich, obwohl es ihm der Höhepunkt seines Lebens schien, in Sehnsucht darnach verzehrte, denn die Krankheit lag noch schwer in ihm.

Im Lazarett aber war eine junge Dame, die sie Schwester Susanne nannten.

Die Kranken liebten sie, da sie mit jedem nach seiner Weise reden konnte und ihn wieder mit den Vorstellungen des Lebens in Verbindung zu bringen wußte.

Zweimal fragte sie Doktor Schmid, ob des Nachts ein Sternenhimmel sei, aber es schneite immer.

Eines Abends, es war schon still geworden im Saale der Kranken, kam sie und sagte: „Heute Nacht, Herr Doktor, ist's sternenhell.“

„Ach,“ sagte er, „Schwester Susanne, könnte man mich nicht hinaustragen?“

Die junge Frau sah den Kranken ernst und beobachtend an, besann sich ein wenig und meinte dann, sie wolle sehen, ob's sich machen ließe.

Und wirklich bettete sie ihn später mit zwei Wärtern in ihr eigenes, kleines Stübchen, deckte ihn warm zu, öffnete das große Fenster weit und ließ ihn darin allein.

Da war nun erst die klare schöne Winterluft, die er tief atmend genoß und dann sah er über die weiß verschneite Winterlandschaft, in die zuweilen

Gedenktage der Woche.

1\. Aug. 1801 * Der geistliche Liederdichter Karl Johann Philipp Spitta in Hannover († 1859).
1884 † Der Schriftsteller u. Dramaturg Laube in Wien (* 1806).
1911 † Der Philolog Konrad Duden in Sonnenberg (* 1829).
1914 Mobilmachungserlaß des Deutschen Kaisers.

2 Aug. 1815 * Der Dichter u. Literarhistoriker Adolf Friedrich Graf von Schack in Schwerin († 1894).
1868 * Konstantin, König der Hellenen, in Athen.
1870 Gefecht bei Saarbrücken: das franz. Korps Frossard schlägt die preuß. Vorpostenkompagnien zurück.
1912 † Der Theolog Paul Gottfried Drews in Halle (* 1858).

3\. Aug. 1761 † Der Humanist Johann Matthias Gesner in Göttingen (* 1691).
1911 † Der Bildhauer Reinhold Begas in Berlin (* 1831).

4\. Aug. 1846 * Der norweg. Bildhauer Stephan Sinding in Drontheim.
1861 * Der Zoolog u. Forschungsreisende Willy Kükenthal in Weißenfels.
1870 Sieg der Preußen und Bayern über die Franzosen bei Weißenburg.
1875 † Der Dichter Hans Christian Andersen in Kopenhagen (* 1805).

5\. Aug. 1737 * Der dänische Minister Johann Friedrich Graf v. Struensee in Halle († 1772).
1772 Erste Teilung Polens.
1889 † Die Schriftstellerin Fanny Lewald in Dresden (* 1811).
1901 † Kaiserin Friedrich auf Schloß Friedrichshof bei Kronberg (* 1840).

6\. Aug. 1789 * Der Nationalökonom Friedrich List in Reutlingen († 1846).
1806 Franz II. (I. von Oesterreich) legt die Kaiserkrone des römischen Reiches deutscher Nation nieder.
1870 Siege der Deutschen über die Franzosen bei Wörth und Spichern.

7\. Aug. 1779 * Der Geograph Karl Ritter in Quedlinburg († 1859).
1913 Der zweite Balkankrieg wird durch den Frieden zu Bukarest beendet.

aus weiter Ferne dumpfe Kanonenschläge klangen. Aber vom Himmel sah er nur ein Stück des abfallenden Gewölbes, und der Ausschnitt zeigte nicht den Blick in die Ewigkeit, sondern war nur eine Kulisse für die verschneite Landschaft.

Sogleich verwandelte sich seine Sehnsucht wieder in ungeduldigen Schmerz und als bald darauf Schwester Susanne wiederkam, das Fenster schloß und fragte: „Nun, war es schön?“ antwortete er mit tiefer Bitterkeit und er fühlte, wie sich dabei seine Augen feuchteten: Schön? — Wann hätte ich je das, was ich brauche.“

Aber die junge Frau antwortete nichts darauf und setzte sich nur am Fußende seines Bettes nieder.

„Ach,“ sagte er, „wozu habe ich gelebt? Ich bin ein armer Mensch! Was ich getan habe, aus nichts ist etwas geworden. Eins hat das andere zerstört. Gerade als der Krieg kam, hatte ich angefangen, mir mein eigenes Beetlein anzubauen, das mich wohl beschäftigt hätte. — Nun ist's zerfallen und dahin. Jüngst hatte ich ein wunderliches Erlebnis mit den Schwalben, das hätte etwas aus mir gemacht und ich bin darüber nur auf den Tod krank geworden. Nun weiß ich, was es zu bedeuten hat. Die Gott geschaut haben, müssen sterben. Das ist's.

Schwester Susanne schwieg weiter und sah vor sich hin.

Als die Wärter den Patienten wieder in den Krankensaal gebettet hatten, kam die Frau nochmal langsam durch die Reihen der Betten gegangen. Als sie an ihm vorbeigekommen, blieb sie stehen und sagte: „Einen Schritt müssen Sie noch weiter gehen, nur einen Schritt!“ Dann ging sie zum Ausgang. Darüber fühlte der Kranke, wie diese Frau seinen Schmerz zu dem ihren gemacht und damit gekämpft hatte. Rasch erhob er seinen Kopf und sah nach ihr und gewahrte sie noch, wie sie durch die Türe verschwand. Bei einer Bewegung ihres Körpers merkte er da, daß sie gesegneten Leibes war.

Weil gerade ein Wörter vorüberkam, bat er ihn um Wasser, und der erzählte ihm, er wisse nicht mehr von ihr, als daß sie zu Kriegsanfang geheiratet hätte, und ihr Mann im ersten Gefecht gefallen sei. Nun erwarte sie ein Kind.

Da lag dieser kranke Soldat, der eben erst von Todesahnungen schwer niedergedrückt gewesen war, nun von einer fiebrigen, begehrlichen Erregung erfüllt. Nachdem sie ihn rasch über sein Leben hingleiten ließ, konnte er bald mit einer tiefen Genugtuung die ruhige, klare Ruhe empfinden, die von dieser Frau ausging.

Dann merkte er, daß ihre Festigkeit und Klarheit nichts anderes sein konnte, als der Entschluß, der sich mit dem beschieden hatte, was ihr geblieben war, und es noch genug erfunden hatte, zu leben, ja vielleicht noch reicher als vorher.

Und da er dabei war, kam er wieder auf sein eigenes Leben zurück.

Jetzt erkannte er, daß er alles außer sich viel zu hoch gewertet hatte und seine Aufgabe fortan sein müsse, von sich aus alles zu beleben.

Da war denn nun eine freudige Aufgabe, die Schüler zu solchem Tun zu erziehen, sich eine Frau zu erwerben und das Seine zu tun, das Vaterland zu erhalten. Und das Wichtigste von allem war, diesen Entschluß immer neu zu beleben.

Alles war einfach und verlangte Arbeit. Und er würde nie über das andere Leben das eigene verlieren.

Schwester Susanne kam am Morgen und nahm Abschied von den Kranken, weil es sich ergab, daß sie mit einem Lazarettzug reisen mußte.

Sie wechselten kein Wort mehr miteinander, aber es war ein merkwürdiger Handschlag, den sie sich gaben. Sie drückten sich beide die Hand und keines fühlte den Druck des andern, so eins schienen sie zu sein.

Und weil Doktor Schmid gesund werden wollte, wurde er bald gesund und stand neu vor dem Leben und dem Feinde von vielen Aufgaben zur Tätigkeit gelockt.

Die Reichere.

Novellette von **Richard Rieß, München.**

(Nachdruck verboten.)

Frau Bettina kam heute ein wenig spät nach Hause. Der Andrang war während des ganzen Tages besonders groß gewesen, und sie, die nun nicht mit Unrecht „die Seele“ der Suppenküche genannt, mußte stets bleiben, bis alle Abrechnungen erledigt waren. So traf sie den Gatten bereits am Abendbrottisch sitzen, als sie ins Eßzimmer trat. Sie entschuldigte sich mit hastigen Worten, ein wenig hüstchig, und rief nach der Zofe, die Pelzjackett und Hut hinaustrug und mit dem Serviertablett zurückkam.

Frau Bettina erzählte von den Erlebnissen des Tages und den Erfahrungen ihres Amtes, das sie so manchem Schicksal verschwisterte. Die Aermsten vertrauten sich ihr so manches Mal an. Fragten, ob sie nicht schon für zwei Pfennig den Teller Suppe erstehen dürften; der dritte Kupfer fehle ihnen. Und wurden dabei oft rot vor Scham. „Wegen eines einzigen Pfennigs, Eberhard! Denke Dir!“ Und dann war heute auch die Franze wieder gekommen. Die holte stets fünf Portionen auf einmal. „Man soll einem einzigen eigentlich gar nicht so viel geben, Eber, aber: bei den Leuten essen sieben Personen für fünfzehn Pfennig. Und — es sind Buben dabei, die im Wachstum stehen . . .“ Frau Bettinens Augen glühten; ihre Wangen waren rot vor Erregung. Sie hatte sich niemals so wohl gefühlt wie in dieser Zeit der Nächstenliebe. Nun hatte sie ja endlich einmal eine richtige Sorge!

„Du hast heute viel zu schaffen gehabt?“ fragte der Gatte, der gerade ein Stück Kalbsbraten

Straße nach dem Vaterhaus.

Straße nach dem Vaterhaus,
Werd' ich je dich wieder wandern?
In die Welt sog ich hinaus,
Stürmend, hoffend — wie die andern,

Blühend steht der Rotdornstrauch,
Und die alten Pappeln ragen,
Ueberm Garten duft'ger Bauch,
Sonnig, südwindhergetragen.

Und ein teures Angesicht
Malt durch blanke Fensterscheiben,
Eine traute Stimme spricht:
„Mind, wie wird dein Schifflein treiben?“

Liebeswort aus Muttermund,
Unbegrifflich das Erlauben,
Wie mir's auf dem Erdenrund
Je ein Klang dich übertönen! —

Straße nach dem Vaterhaus,
Einst werd' ich dich wieder wallen,
Wenn vorüber Kampf und Graus,
Und die Hülle abgefallen,

Lichte Strahlen geh'n da dann
— Duft'ge Gärten, grüne Auen —
Aufwärts, aufwärts, himmelan,
In das große Heimatschauen!

Theodora Hering.

gabelte. Sie freute sich seiner Anteilnahme: „Ja, weißt Du, man muß seine Augen überall haben . . . Jetzt merk ich erst, daß man als praktische Hausfrau auch etwas wert sein kann . . . mit seinen Erfahrungen . . . Auf die jungen Mädels, weißt Du, die „Helferinnen“, ist eigentlich wenig Verlaß. Sie meinen es ja alle herzlich gut, aber . . . wollen alles machen, aber . . . weißt Du, die Leute haben nicht das rechte Zutrauen zu so jungem Volk. Wir wollen doch auch das Vertrauen der Leute gewinnen. Teilnehmen an ihrem Leide, ihre Not mildern. Ich denke mir, das könnte die beste Brücke schlagen über die Gegensätze von Reich und Arm.

So plauderte Frau Bettina und vergaß auch nicht das Abendbrot. Dann schob sie den Teller beiseite und verlangte nach der Zeitung, die Herr v. Heller noch immer in der Hand hielt. Der aber widerstrebte ihr und sagte mit bemerkenswerter Feierlichkeit, zärtlich:

„Nein, mein Mädelkindchen . . . nicht Zeitung lesen jetzt . . . nicht . . . den heutigen Kriegsbericht kennst Du doch schon? . . .“

„Warum ich nicht, Eber . . . die Familiennachrichten . . .?“

„Erschrick nicht . . . es . . . es steht etwas drin, was . . . .“

„Was, Eberhard? Um Gotteswillen, was?“

„Es steht heute drinnen . . .“ Und nach einer Pause: „Friedrich Farga ist vor Soissons gefallen, mein Liebes,“ und stockte wieder und nickte schwer mit dem Kopfe.

Nun durfte Frau Bettina selber lesen. Ja, es stand darin, mit schwarzem breiten Rande, kreuzgeschmückt. Der Sohn ihrer Schwester, das einzige Kind . . . den Tod fürs Vaterland . . .

„Frau Bettina erhob sich, tieferregt. Zerknüllte die Serviette, die sie hinter sich warf, und ging ins Wohnzimmer. Zog dort die kleinen Gardinen von dem Erkerfensterchen und preßte ihren Kopf gegen die Scheiben. Bald fühlte sie einen leichten Druck im Nacken und Eberhards Atem: „Gestt es Dir so nahe, Liebes?“

„. . . ich denk an sie, Eber . . . nicht an den Buben . . . Kannt ich ihn denn? Wie oft werd ich ihn in den fünfzehn Jahren gesehen haben? Aber sie! Glaubst Du, daß sie nun auch den Schlag noch verwinden wird?“

„Er wird sie schwer treffen. Er war ihres Lebens ganzer Inhalt. Er war ihr Stolz.“

„Ihr Stolz?“ fuhr Bettina auf. „Er war ihr Hochmut, ihr Eitel . . .“ „. . . er war, mein gutes Kind!“

Sie empfand den gerechten Vorwurf und fühlte das Nahen der Tränen. „Nun ist alles vorbei, Eber . . . nun ist sie arm wie ich, Eber . . . nein, noch viel ärmer . . . Nun sind wir alle gleich, Eber.“

„Die alten Dinge sind ja . . . nun . . . be . . gra . . ben . . .“ wiederholte sie noch einmal und brach unter Schluchzen zusammen, als ihr die schmerzliche Bedeutung dieser Worte vor Augen trat. „Weißt Du, was das heißt? Bettina: mut—ter—seelen—allein! Das ist ein Lied, das nur die Mutter allein fühlen kann . . . Aber kein frohes Leid, Bettina . . .“ und lauter losbrechend: „Sei froh, daß Du keinen Sohn hast. Du kannst Du auch keinen verlieren. Weißt Du, daß ich Dich beneide . . . beneide . . . so sehr beneide . . .“ und wieder stiller: „Du hast ihn ja nicht gekannt, das gute Kind . . . das liebe, gute Jungenkind!“

Unsägliches Mitleid empfand Frau Bettina, als sie die Schwester so daniedersah. Und zugleich lauerte aus den schlechten Winkeln ihrer Menschlichkeit das unbewußte Gefühl der Genugtuung: Ich habe doch des Schicksals besseres Los gezogen. Und nicht von ferne kam ihr der Gedanke, daß auch des Schmerzes Qual, die dem Geliebten gilt, selige Menschlichkeit ist, wie jedes Opfer der Liebe. „Du wirst an mir stets eine Stütze haben, Ellen,“ sagte sie, und „Ich habe ja solch tiefes, tiefes Mitleid mit Dir.“

Frau Ellen aber fühlte bei diesen Worten noch schwerer die Last ihres Kummers. Mitleid? Von der Frau, die sich einst von ihr wandte, weil der Anblick ihres Glückes ihr unerträglich war? O, ihr Glück! Die langen Jahre! Die Freude an Friedels Entwicklung. Die Schulzeit, die der begabte Bub so leicht überwandt . . ., und im letzten Jahre dann der Stolz auf den großen Jungen. Wie sie einen erwachsenen Sohn hatte, der das Rosybband der Rhenanen trug . . .

Auf den Nachtischchen stand ein Bilderalbum, das Frau Ellen immer und immer wieder betrachtet hatte . . ., ja auch in der letzten Zeit, der Trennung. Hier lag die Jugend Friedels mit ihrer ganzen Entwicklung. Sie lebte all die Jahre wieder, wenn sie die Bilder betrachtete. Und dann . . ., die letzte Photographie . . ., in der feldgrauen Uniform des Kriegsfreiwilligen. Sie hörte ihn, wie er beim Abschied sagte: „Wenn ich fallen sollte, Mutterchen, mein gutes, junges Mutterchen, dann sei nicht traurig um meinetwillen. Ist es nicht fein, daß all unsere Ideale plötzlich Wirklichkeit werden können? Ehre, Freiheit, Vaterland!“ heißt der Fahnenspruch unserer geliebten Rhenania!“

Und während Frau Ellen unter Schluchzen an all dies von neuem dachte, kam es ihr in den Sinn, daß sie schier einen Verrat an ihrem geliebten Jungen begehen würde, wollte sie das Leid um ihn zu vergessen suchen. Wenn sie nicht gerade ihr Leid auch ihr Glück, ihr Stolz? Und . . ., war sie denn wirklich so arm und mitleidwert mit der Erinnerung an die letzten Jahrzehnte ihres Lebens? Es drängte sie, wieder Zwiesprache zu halten mit ihren Erinnerungen. Allein sein wollte sie mit ihnen, allein sein mit ihrem geliebten Sohne.

Frau Ellen hob müde den Kopf „Bettina“, sagte sie, „ich weiß Dank für Deinen guten Willen . . . vielen Dank . . . aber, laß mich . . . sei mir nicht bös drum, laß mich . . . ein wenig . . . dort drüben . . . in dem braunen Kästchen dort . . . sind die Briefe meines Friedel. Du hast ihn ja kaum gekannt, Bettina . . . Aber ich . . . ich will meinen Stolz ein wenig aufrichten können . . . und nun begreif ich Dich besser als je . . . Jetzt bin ich viel, viel ärmer als Du.“

Sie erhob sich ein wenig und wischte sich die Augen. Frau Bettina erwiderte leise: „Vergib mir, Du Liebe, Gute. Wenn man jung ist, und es bleibt einem das Liebste unerfüllt, dann wird man leicht grausam und ungerecht . . .“

„Die alten Dinge sind ja . . . nun . . . be . . gra . . ben . . .“ wiederholte sie noch einmal und brach unter Schluchzen zusammen, als ihr die schmerzliche Bedeutung dieser Worte vor Augen trat. „Weißt Du, was das heißt? Bettina: mut—ter—seelen—allein! Das ist ein Lied, das nur die Mutter allein fühlen kann . . . Aber kein frohes Leid, Bettina . . .“ und lauter losbrechend: „Sei froh, daß Du keinen Sohn hast. Du kannst Du auch keinen verlieren. Weißt Du, daß ich Dich beneide . . . beneide . . . so sehr beneide . . .“ und wieder stiller: „Du hast ihn ja nicht gekannt, das gute Kind . . . das liebe, gute Jungenkind!“

Unsägliches Mitleid empfand Frau Bettina, als sie die Schwester so daniedersah. Und zugleich lauerte aus den schlechten Winkeln ihrer Menschlichkeit das unbewußte Gefühl der Genugtuung: Ich habe doch des Schicksals besseres Los gezogen. Und nicht von ferne kam ihr der Gedanke, daß auch des Schmerzes Qual, die dem Geliebten gilt, selige Menschlichkeit ist, wie jedes Opfer der Liebe. „Du wirst an mir stets eine Stütze haben, Ellen,“ sagte sie, und „Ich habe ja solch tiefes, tiefes Mitleid mit Dir.“

Frau Ellen aber fühlte bei diesen Worten noch schwerer die Last ihres Kummers. Mitleid? Von der Frau, die sich einst von ihr wandte, weil der Anblick ihres Glückes ihr unerträglich war? O, ihr Glück! Die langen Jahre! Die Freude an Friedels Entwicklung. Die Schulzeit, die der begabte Bub so leicht überwandt . . ., und im letzten Jahre dann der Stolz auf den großen Jungen. Wie sie einen erwachsenen Sohn hatte, der das Rosybband der Rhenanen trug . . .

Auf den Nachtischchen stand ein Bilderalbum, das Frau Ellen immer und immer wieder betrachtet hatte . . ., ja auch in der letzten Zeit, der Trennung. Hier lag die Jugend Friedels mit ihrer ganzen Entwicklung. Sie lebte all die Jahre wieder, wenn sie die Bilder betrachtete. Und dann . . ., die letzte Photographie . . ., in der feldgrauen Uniform des Kriegsfreiwilligen. Sie hörte ihn, wie er beim Abschied sagte: „Wenn ich fallen sollte, Mutterchen, mein gutes, junges Mutterchen, dann sei nicht traurig um meinetwillen. Ist es nicht fein, daß all unsere Ideale plötzlich Wirklichkeit werden können? Ehre, Freiheit, Vaterland!“ heißt der Fahnenspruch unserer geliebten Rhenania!“

Und während Frau Ellen unter Schluchzen an all dies von neuem dachte, kam es ihr in den Sinn, daß sie schier einen Verrat an ihrem geliebten Jungen begehen würde, wollte sie das Leid um ihn zu vergessen suchen. Wenn sie nicht gerade ihr Leid auch ihr Glück, ihr Stolz? Und . . ., war sie denn wirklich so arm und mitleidwert mit der Erinnerung an die letzten Jahrzehnte ihres Lebens? Es drängte sie, wieder Zwiesprache zu halten mit ihren Erinnerungen. Allein sein wollte sie mit ihnen, allein sein mit ihrem geliebten Sohne.

Frau Ellen hob müde den Kopf „Bettina“, sagte sie, „ich weiß Dank für Deinen guten Willen . . . vielen Dank . . . aber, laß mich . . . sei mir nicht bös drum, laß mich . . . ein wenig . . . dort drüben . . . in dem braunen Kästchen dort . . . sind die Briefe meines Friedel. Du hast ihn ja kaum gekannt, Bettina . . . Aber ich . . . ich will meinen Stolz ein wenig aufrichten

daran, (und fast lächelnd:) ich hab es ja so nötig . . . Dann werd ich alles besser ertragen können, Bettina . . . besser . . .“

Da fühlte Frau Bettina, wie reich die Schwester noch immer war.

Früchte des Sommers.

Aepfel, die wie Birnen schmecken. — Die Wanderung der Pflaume. — Die Aepfel der Hesperiden. — 800 Birnensorten. — Belgische Birnenzucht.

Vor dem Kriege hatte es bei uns kaum noch richtige Obstgärten gegeben, da man aus Ländern anderer Breiten das ganze Jahr hindurch frische Früchte erhielt. Das hat jetzt aufgehört. Dafür haben wir wieder den Wert unserer sommerlichen Jahreszeit schätzen gelernt; wir freuen uns auf die Zeit, da bei uns die ersten Pflaumen reif werden und die ersten Birnen und sonstigen Früchte des deutschen Obstbaues, auf den wir ja jetzt im wesentlichen angewiesen sind, auf den Markt kommen. Leider hat man bei uns das Obst als Genuß- und Nahrungsmittel noch lange nicht genug würdigen gelernt. Erstreckt sich seine Verwendbarkeit doch neben der Verwertung im rohen Zustande als frisches und als Dörrobst auf die verschiedensten Gebiete. Die Früchte werden zur Mus- und Marmeladenbereitung, zur Herstellung von Gelees und nicht zuletzt zur Bereitung erfrischender Fruchtsäfte gebraucht. Lange Zeit hat man in Deutschland die Obstverwertung auf recht einfache Weise betrieben, und es ist noch nicht allzu lange her, seit die früheren Methoden, bei denen einfache Holzgefäße und Handbetrieb in Verwendung waren, angeregt durch die großartigen Erfolge in den Vereinigten Staaten, modernen Fabrikationsmethoden mit Dampf und Elektrizität Platz gemacht haben. Besonders weit ist die Obstbaumzucht in Kalifornien gediehen. Hier hat auch vor einer Reihe von Jahren ein großer Obstzüchter namens Luther Verbant versucht, Geschmacksverbesserungen hervorzubringen, indem er z. B. Aepfel mit Birnengeschmack und umgekehrt Birnen mit Apfelgeschmack züchtete. Er ging sogar noch weiter und erreichte durch sorgfältige Arbeit, daß man garnicht mehr erkennen konnte, zu welcher Gattung die Früchte gehörten. Neben dem Geschmack änderte sich nämlich auch die Farbe. Auf diese Weise soll es Verbank gelungen sein, großen Zahl seien als einige der bekanntesten Butterbirnen, Bergamotten, Flaschenbirnen, Muskatellerbirnen und Kochbirnen erwähnt. Für das hohe Alter der Birnbaumkultur zeugt u. a. das aus Birnbaumholz geschnitzte Bild der Göttin Hera in Tiryns, dem sagenhaften Sitz des Perseus und Geburtsort des Herakles. Auch Homer hat den Birnbaum gekannt. Im siebenten Gesang der Odyssee findet sich nämlich eine Schilderung des Gartens des Alkinoos, in dem Birnbäume gefunden haben. Cato kannte fünf Sorten, von denen er eine die Tarentinische nannte. Und Plinius zählt bereits 35 Sorten auf. Viele davon führ. er den Namen ihrer Heimat; man kann daraus ersehen, daß die Römer den größten Teil der Birnen aus Griechenland, Aegypten, Karthago, Syrien, Alexandria und Numantia bezogen. Nach dem englischen Botaniker John Lindley soll die Herbstbergamotte von Julius Cäsar in Britannien eingeführt worden sein. Der erste beschreibende Pomolog Valerius Cordus kannte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Thüringen, Meißen und Hessen mehr als fünfzig kultivierte Birnensorten, von denen sich einige bis heute erhalten haben. Besonders wertvolle Sorten verdankt man der belgischen Obstzucht. Viele dieser Züchter aus früheren Zeiten werden noch jetzt genannt: so der Geistliche Nikolaus Harbenpont, auf den „Harbenpont's Butterbirne“ zurückzuführen ist, und der Apotheker Capiaumont. Beide lebten in Mons, von wo überhaupt viele wertvolle Sorten ausgeführt worden sind. Auch in Brabant, in Flandern und in Mecheln sind viele kostbare Früchte entstanden.

Auch die türkischen Pflaumen erfreuen sich mit Recht großer Beliebtheit, und von den deutschen Pflaumen sind neben den Bayerischen die Thüringer- oder Saale-Pflaumen am meisten bevorzugt. Durch eine Kreuzung der Zwetsche und der Damaszenerpflaume ist die gräuliche Reine Claude entstanden, deren Vaterland jedoch unbekannt ist.

In diesem Jahr, wo die Hausfrau ganz besonders darauf bedacht ist, in Marmeladen und Gelees einen Ersatz für die Butter zu finden, wird die Quitte zu Ehren gelangen. Die sinnreich als Aepfel — aber birnenförmigen Früchte haben einen herben, bald süßlichen, bald säuerlichen Geschmack und erinnern in ihrem Geruch an die Ananasfrucht. Als Zierstrauch wird bei uns jetzt häufig der japanische Quittenbaum mit seinen feuerrotem, im ersten Frühjahr erscheinenden Blüten kultiviert. In Japan werden diese Früchte, die in unserem Klima nicht zur Reife kommen, gegessen und zur Bereitung eines wohlriechenden Parfüms benutzt, das dem Ylang-Ylang ähnlich ist. Bei uns verwendet man die Quittenkerne mitunter zu kosmetischen Zwecken, auch zum Reinigen und Appretieren von Geweben. In der griechischen Mythologie war der Quittenapfel der Aphrodite geweiht und diente als brautliche Gabe bei Liebesspielen. Solon verhalf sogar dem alten Brauch, wonach die Braut, ehe sie das Brautgemach betrat, einen kydonischen Apfel aß, um sich damit symbolisch in den Dienst der Liebesgöttin zu stellen, zu einem besonderen Rechte. Die goldenen Aepfel der Hesperiden und der Atalante, von denen die griechische Sage zu erzählen weiß, waren ebenfalls nichts anderes als idealisierte Quitten.

Zu den in wirtschaftlicher Beziehung wichtigsten Obstsorten gehört die Birne. Die Namen der Birnenarten allein reichen schon fast hin, um ein kleines Buch zu füllen. Man kennt gegenwärtig 800 in Gestalt und Güte völlig voneinander verschiedene Birnenarten. Der Versuch, Pomologie zu betreiben, ein möglichst natürliches System aufzustellen, nachdem schon zuvor die Einordnung, Beschreibung und Sichtung der Birnenarten große Arbeit verursacht hatte. Nach Lucas unterscheidet man Sommerbirnen, die ihre vollkommene Reife am Baum erlangen, Herbstbirnen, die von Anfang September bis Mitte November reifen, und die meist einige Wochen lagern müssen, sowie Winterbirnen, die gewöhnlich erst im Dezember oder Januar zu sich reif werden. Von den großen Zahl seien als einige der bekanntesten Butterbirnen, Bergamotten, Flaschenbirnen, Muskatellerbirnen und Kochbirnen erwähnt. Für das hohe Alter der Birnbaumkultur zeugt u. a. das aus Birnbaumholz geschnitzte Bild der Göttin Hera in Tiryns, dem sagenhaften Sitz des Perseus und Geburtsort des Herakles. Auch Homer hat den Birnbaum gekannt. Im siebenten Gesang der Odyssee findet sich nämlich eine Schilderung des Gartens des Alkinoos, in dem Birnbäume gefunden haben. Cato kannte fünf Sorten, von denen er eine die Tarentinische nannte. Und Plinius zählt bereits 35 Sorten auf. Viele davon führ. er den Namen ihrer Heimat; man kann daraus ersehen, daß die Römer den größten Teil der Birnen aus Griechenland, Aegypten, Karthago, Syrien, Alexandria und Numantia bezogen. Nach dem englischen Botaniker John Lindley soll die Herbstbergamotte von Julius Cäsar in Britannien eingeführt worden sein. Der erste beschreibende Pomolog Valerius Cordus kannte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Thüringen, Meißen und Hessen mehr als fünfzig kultivierte Birnensorten, von denen sich einige bis heute erhalten haben. Besonders wertvolle Sorten verdankt man der belgischen Obstzucht. Viele dieser Züchter aus früheren Zeiten werden noch jetzt genannt: so der Geistliche Nikolaus Harbenpont, auf den „Harbenpont's Butterbirne“ zurückzuführen ist, und der Apotheker Capiaumont. Beide lebten in Mons, von wo überhaupt viele wertvolle Sorten ausgeführt worden sind. Auch in Brabant, in Flandern und in Mecheln sind viele kostbare Früchte entstanden.

Ein schönes und auch teures Kleid ist oft gestiftet mit Herzeleid. Sprichwort.

Aus der Welt der Frau.

Wer seine Verdienste im Kleide hat, dem fressen sie die Motten. Sprichwort.

Träume und ihre Bedeutung.

Die früher allgemein verbreitete Ansichauung, daß der Traum das natürlichste Mittel sei, um mit der übersinnlichen Welt in Verbindung zu treten, daß die Seele des Träumenden aus einer Art Bildersprache Rat und Winke für die Zukunft erhalte, hat den Psychologen Veranlassung gegeben, sich mit der Natur der Träume und ihrer Deutung zu beschäftigen, aber zu einer wissenschaftlichen Erklärung des Traumzustandes fehlt noch immer sehr viel. Die wissenschaftliche Traumdeutung knüpft insofern an den Volksglauben an, als sie der Ansicht ist, daß der Traum in der Tat einen Sinn hat, und daß man durch das Studium der geistigen Tätigkeit während des Schlafes eine erweiterte Kenntnis des Lebens erhalten kann. Es gilt dabei, wie ein bekannter schwedischer Arzt, Dr. Poul Bjerre, in einer Fachzeitschrift ausführt, die Kraft zu untersuchen, die imunterbrochen im Menschen arbeiten, ohne daß es möglich wäre, sie mit unserem Bewußtsein zu verfolgen. Der Traum sei danach ein Mittel, um in das unbewußte Seelenleben einzudringen.

Träume entstehen infolge psychischer Eindrücke, die sich aus Erlebnissen in unserem Innern gebildet haben. Es kommt zwar oft vor, daß man im Traum neue Gebilde und undekannte Gestalten sieht; aber sie sind nur Abwandlung etwas Neues. Die Illusion entsteht dadurch, daß die Erlebnisse während des Träumens derart umgeschaltet werden, daß man sie nicht wieder erkennen kann. Ebenso wie das wache Bewußtsein hat auch der Traum seine Sprache. Die Traumdeutung besteht darin, daß man lernt, diese Sprache in ähnlicher Weise zu lesen, wie eine fremde, wobei es natürlich erforderlich ist, sich die Prinzipien zu eigen zu machen, nach denen die Traumsprache gebildet ist. Das wache Bewußtsein äußert sich durch kritisches Denken, durch Urteil, durch Beschreiben, und dies alles mit Hilfe des Wortes. Dieses Mittel kennt der Traum naturgemäß nicht. Statt des Wortes verwendet er das Bild, das sich vor dem innerem Blick auftut. Man erkennt den Unterschied deutlich, wenn man sich neben einer alten ägyptischen Inschrift etwa die eines Grabsteines denkt. Der Grabstein vermittelt uns ohne weiteres durch die Worte Kenntnis von den Taten des Entschlafenen. Auf der Keilschrift dagegen sehen wir Bilder, die scheinbar ohne einen inneren Zusammenhang aneinandergereiht sind. Aber jedes von diesen Bildern gibt ein Bruchstück aus dem Leben des Toten wieder. Deutet man die Zeichen und fügt sie zusammen, so erhält man ebenfalls ein Lebensbild. Genau so verhält es sich mit dem Traum. Die Deutung der Träume würde verhältnismäßig einfach sein, wenn die Bilder nicht in der Regel durch eine Reihe psychologischer Prozesse mitein ander verquickt wären. Diese Vereinigung der Traumbilder macht den Traum auf den ersten An-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191508018/fragment/page=0002